

Der Waran

Uday Prakash

Dieser Vorfall hat mit Vater zu tun. Mit meinem Traum. Und auch mit der Stadt. Einer angeborenen Angst vor der Stadt, auch mit der.

Vater war damals 55 geworden. Ein schwächlicher Körper. Das Haar weiß wie Maisschale. Als wenn er Baumwolle auf dem Kopf hätte. Er dachte viel nach und redete sehr wenig. Wenn er einmal redete, atmeten wir erleichtert auf. Gleichzeitig fürchteten wir ihn. Für uns Kinder war er ein riesiges Geheimnis. Uns war bekannt, dass er eine Schatzkiste besaß, in der alles Wissen der Welt war. Wir wussten, dass er alle Sprachen der Welt sprechen konnte, dass die Welt ihn kannte und ganz wie wir fürchtete und zugleich verehrte.

Wir waren stolz darauf, seine Kinder zu sein.

Manchmal – aber das geschah eigentlich nur ein-, zweimal in all den Jahren – ging er abends mit uns spazieren. Ehe wir losgingen, füllte er sich den Mund mit Tabak. Wegen des Tabaks konnte er nicht sprechen. Er schwieg. Dieses Schweigen erschien uns überaus ernst, erhaben, erstaunlich und gewichtig. Wenn die kleine Schwester ihn unterwegs einmal etwas fragen wollte, versuchte ich schnell, ihr zu antworten, damit Vater nicht sprechen musste.

Eigentlich war dieses Vorhaben ziemlich schwierig und riskant. Denn ich wusste, dass, wenn meine Antwort falsch war, Vater sprechen müsste. Das Sprechen machte ihm Schwierigkeiten. Einmal musste er den Tabak ausspucken, und dann musste er die Welt, in der er sich gerade befand, verlassen und, um bis zu uns zu gelangen, ein schwieriges Stück Weg zurücklegen. An sich hatte die Schwester nichts Besonderes zu fragen. So wollte sie wissen, wie man den Vogel nennt, der vor uns auf dem trockenen Zweig des Dhakbaumes saß. Ich kannte alle Vögel und konnte ihr also sagen, dass es ein Eichelhäher war und man ihn am *Dassera*-Tag bestimmt sehen sollte. Ich tat alles, damit man Vater in Ruhe ließ und er weiter nachdenken konnte.

Ich und Mutter, wir beide taten alles dafür, dass Vater in seiner Welt zufrieden und ungestört blieb. Dass niemand ihn zwang, sie zu verlassen. Diese Welt war für uns überaus geheimnisvoll, aber Vater löste viele Probleme unseres Hauses und unseres Lebens, während er in ihr weilte. So hatten wir, als die Frage nach meinem Schulgeld aufkam, kein einziges Wasserglas mehr, und alle tranken ihr Wasser aus einem Messingtöpfchen. Vater schwieg zwei Tage lang. Auch Mutter fragte sich, ob Vater die Sache mit dem

Schulgeld völlig vergessen haben oder in dieser Angelegenheit vielleicht nichts tun könnte. Aber am dritten Tag, in aller Frühe, gab mir Vater einen Brief im Umschlag und schickte mich damit in die Stadt zu Dr. Pant. Ich war überrascht, als der Doktor mir Sorbet zu trinken gab, mich ins Haus mitnahm, seinem Sohn vorstellte und mir drei Hundertrupienscheine überreichte.

Wir waren stolz auf Vater, liebten ihn, fürchteten ihn, und seine Gegenwart gab uns das Gefühl, in einer Festung zu leben. Einer Festung, umgeben von tiefen Gräben, mit hohen Türmen und Mauern aus harten roten Felsen, die für jeden Angriff von außen uneinnehmbar war.

Vater war eine überaus starke Festung. Auf ihren Wällen vergaßen wir alles und spielten und rannten herum. Und nachts versank ich in einen tiefen Schlaf.

Aber eines Tages, als Vater gegen Abend von seinem Spaziergang heimkam, war sein Knöchel verbunden. Es dauerte nicht lange, da hatten sich einige Leute aus dem Dorf eingefunden. Wir erfuhren, dass Vater im Dschungel von einem Waran gebissen worden war.

Wir alle wussten, dass der Mensch den Biss eines Warans nicht überleben kann. Nachts, im schmutzigtrüben Licht einer Laterne, hatte sich eine Menge Leute aus dem Dorf in unserem Hof versammelt. Mitten unter ihnen saß Vater auf dem Boden. Dann kam auch Chutua, der Barbier aus dem Nachbardorf. Er behandelte solche Bisse mit Rizinusblättern und der Asche von Kuhmist.

Einmal hatte ich einen Waran gesehen.

Am Rand des Teiches waren Haufen riesiger Felsen, die zur Mittagszeit ordentlich heiß wurden. Dort kam er aus einer Felsspalte hervor und bewegte sich zum Teich hin, um Wasser zu trinken.

Zusammen mit mir war Thanu. Er erklärte, dies sei eine Echse, die hundertmal giftiger sei als eine Kobra. Er sagte auch, dass eine Schlange nur dann zubeißt, wenn man auf sie tritt oder sie bedrängt. Der Waran dagegen greift beim bloßen Anblick an. Verfolgt einen. Um sich vor ihm zu retten, sollte man nie geradeaus rennen, sondern im Zickzack, im Kreis, Haken schlagend.

In Wirklichkeit hinterlässt der Mensch, wenn er wegrennt, auf dem Boden nicht nur seine Fußspuren, sondern mit ih-

nen auch seinen Geruch im Staub. Der Waran läuft diesem Geruch hinterher. Thanu erklärte, dass der Mensch, um den Waran zu täuschen, zunächst, so schnell er kann, ein Stück mit kurzen Schritten laufen und dann vier-, fünfmal so weit wie möglich springen sollte. Der Waran wird dann, der Witterung folgend, gelaufen kommen. Wo die Fußspuren eng beieinander liegen, wird er sein Tempo beschleunigen und, wenn er den Punkt erreicht, von dem aus der Mensch gesprungen ist, in Verwirrung geraten. Er wird dann so lange hin- und herlaufen, bis er den nächsten Fußabdruck und den davon ausgehenden Geruch wahrnimmt.

Wir wussten noch zwei Dinge über den Waran. Zum einen, dass, wenn er den Menschen beißt, er davonrennt und irgendwo Wasser lässt und sich darin wälzt. Hat der Waran das erst einmal getan, ist der Mensch nicht zu retten. Wenn er sich retten will, muss er, ehe der Waran sich in seinem Wasser wälzt, selbst in einen Fluss, Brunnen oder Teich eintauchen oder ihn rechtzeitig töten.

Zum zweiten wussten wir, dass der Waran dann angreift, wenn der Blick auf ihn fällt. Wenn man einen Waran sieht, darf man ihm nie in die Augen schauen. Sobald das geschieht, erkennt er den Geruch des Menschen und nimmt die Verfolgung auf. Dann mag der Mensch den ganzen Erdball umkreisen, der Waran bleibt ihm auf den Fersen.

Auch ich hatte damals wie alle anderen Kinder große Angst vor dem Waran. In meinen Albträumen waren zwei Figuren die bedrohlichsten: erstens ein Elefant und zweitens ein Waran. Aber während der Elefant lief, bis er müde war, und ich mich auf einen Baum rettete oder in die Lüfte erhob, war ich beim Anblick des Warans wie gebannt. Wenn ich im Traum irgendwohin unterwegs war, stieß

ich plötzlich auf ihn, und das konnte überall passieren. Er musste nicht unbedingt in einer Felsspalte, hinter einem alten Gebäude, bei einem Gebüsch auftauchen – es konnte auch im Basar, im Kino, in einem Laden, sogar in meinem eigenen Zimmer sein, dass er sich mir zeigte.

Im Traum versuchte ich, seinem Blick auszuweichen, aber die Augen, mit denen er mich ansah, kamen mir so bekannt vor, dass ich mich nicht beherrschen konnte und unsere Augen aufeinander trafen – und schon verwandelte sich sein Blick. Er griff an, und ich floh.

Ich rannte im Kreis, machte, so schnell ich konnte, kleine Schritte und setzte plötzlich zu langen Sprüngen an, versuchte zu fliegen, kletterte auf eine Anhöhe, aber er ließ sich von meinen zahllosen Versuchen nicht täuschen. Er kam mir äußerst durchtrieben, verständig, schlau und gefährlich vor. Ich hatte das Gefühl, dass er mich ganz und gar durchschaute. Aus der Art, wie seine Augen aufleuchteten, wenn er mich erkannte, schloss ich, dass er für mich ein Feind war, der über jeden Gedanken, der mir in den Kopf kam, Bescheid wusste.

Dies war mein schrecklichster, qualvollster, furchterregendster und beunruhigendster Traum. Ich floh, und mein ganzer Körper erschlaffte, ich geriet außer Atem, schweißnass fing ich an zu keuchen, und ein furchtbarer, lähmender Tod schien mir bevorzustehen. Ich schrie nach Leibeskräften, begann zu weinen. Ich rief nach Vater, Thanu oder Mutter, und dann erfuhr ich, dass es nur ein Traum war. Aber trotz dieser Erkenntnis wusste ich sehr

Seine Art sich zu bewegen, sein Blick, seine Schuppenhaut – alles am Waran fasziniert.

Bild: Markus Galer bei Flickr



wohl, dass ich auch dann nicht diesem Tod entgehen kann. Nein, nicht einfach dem Tod – dem Mord durch den Waran, und so versuchte ich schon im Traum, irgendwie aufzuwachen. Mit aller Kraft riss ich im Traum die Augen auf, versuchte Licht zu sehen und redete laut. Ein paarmal gelang es mir auch, rechtzeitig aufzuwachen.

Mutter behauptet, ich hätte die Angewohnheit, im Traum zu reden oder zu schreien. Einige Male hatte sie auch gesehen, wie ich im Schlaf weinte. Eigentlich hätte sie mich da aufwecken sollen, doch sie streichelte mir die Stirn, zog die Bettdecke über mich und ließ mich in jener schrecklichen Welt allein. Fliehend, rennend, schreiend bei meinem kläglichen Versuch, mich vor meinem Tod – nein, meiner Ermordung zu retten.

An sich hatte mich allmählich die Erfahrung gelehrt, dass bei solcher Gelegenheit allein der Lärm meine stärkste Waffe war, um mich vor dem Waran zu retten. Aber unglücklicherweise fiel mir diese Waffe jedesmal im allerletzten Augenblick ein. Und zwar dann, wenn er im Begriff war, mich zu fassen. Ich spürte schon den Hauch meines gewaltsamen Todes; erfüllt vom Todesrausch, umgab mich eine leblose, aber beängstigende Dunkelheit; ich meinte,

Wie ein Bote des Unheils taucht zu Beginn der Geschichte der Eichelhäher auf, dem sein Erscheinen am Dassera-Tag die Kraft der Göttin Kali verleiht. Dassera zählt nicht nur zu den höchsten religiösen Feiertagen der Hindus, sondern hat überall auch wichtige soziale Bedeutung.

Bild: Public Domain (www.Pixabay.com)



es sei kein fester Boden unter meinen Füßen, ich schwebte in der Luft, und es komme der Augenblick, in dem mein Leben zu Ende ging. Erst dann, genau in diesem einen kurzen, kritischen Augenblick fiel mir meine Waffe ein, und ich fing an, mit voller Lautstärke zu sprechen, und mit Hilfe dieses Lärms entrann ich dem Traum. Ich erwachte.

Ein paarmal fragte mich Mutter auch, was mit mir los sei. Dann fehlten mir die Worte, ihr dies alles im einzelnen zu erklären. Dieses Unvermögens war ich mir wohl bewusst, und dies war der Grund, weshalb ich von einer seltsamen Spannung, Unruhe und Hilflosigkeit erfüllt war. Schließlich gab ich es auf und brachte nur so viel über die Lippen, dass es „ein schrecklicher Traum“ war.

Wer weiß, warum ich bezweifelte, dass der Waran, der Vater gebissen hatte, derselbe war, den ich kannte und der mir in meinem Traum erschien.

Aber gut war, dass Vater den Waran gleich, nachdem der ihn gebissen und die Flucht ergriffen hatte, verfolgt und getötet hatte. Keine Frage, dass der Waran, wenn es Vater nicht gelungen wäre, ihn sofort zu töten, Wasser gelassen und sich darin gewälzt hätte. Dann hätte Vater unter keinen Umständen überlebt. Aus diesem Grunde hatte ich mir um Vater nicht so viel Sorgen gemacht. Ja, in mir entwickelten sich allmählich eine Art Erleichterung und ein Glücksgefühl der Freiheit. Das lag erstens daran, dass Vater den Waran auf der Stelle getötet hatte, und zweitens war mein gefährlichster, altbekannter Feind endlich tot. Man hatte ihn umgebracht, und jetzt konnte ich in meinem Traum wo auch immer, ohne jegliche Angst, vor mich hinpfeifend herumspazieren.

In jener Nacht hielt sich lange Zeit eine Menschenmenge in unserem Hof auf. Die Beschwörung von Vaters Bisswunde war im Gange. Sie wurde auch aufgeschnitten und Blut abgelassen und ein rotes Pulver (übermangansaures Kalium), das man sonst in den Brunnen schüttet, in die Wunde getan. Ich machte mir keine Gedanken.

Am nächsten Morgen musste Vater in die Stadt zu einer Gerichtsverhandlung. Er hatte eine Vorladung. Etwa zwei Kilometer entfernt führte eine Straße an unserem Dorf vorbei, auf der Busse in die Stadt verkehrten. Es waren höchstens zwei bis drei pro Tag. Glücklicherweise kam gerade, als Vater die Straße erreichte, ein Traktor aus dem Nachbardorf vorbei, der in die Stadt fuhr. Die Leute, die auf dem Traktor saßen, waren Bekannte. Der Traktor brauchte zwei bis zweieinhalb Stunden bis zur Stadt. Er würde also lange genug vor der Eröffnung der Verhandlung ankommen.

Unterwegs sprach man über den Waran. Vater zeigte den Leuten seinen Knöchel. Auf dem Traktor saß auch Pandit

Ram Autar. Er erklärte, eine Besonderheit des Warangiftes sei auch, dass es manchmal nach vierundzwanzig Stunden, genau zu dem Zeitpunkt, an dem am Tag zuvor der Waran zugebissen hatte, seine Wirkung zeigt. Deshalb sollte Vater weiter auf der Hut sein. Die Leute auf dem Traktor machten Vater auf einen weiteren schweren Fehler aufmerksam. Sie stellten fest, dass Vater zwar richtig gehandelt habe, indem er den Waran auf der Stelle getötet hatte, aber er hätte ihn danach nicht einfach liegen lassen, sondern ganz gewiss wenigstens noch verbrennen sollen.

Die Leute behaupteten, dass viele Lebewesen in einer Mondnacht wieder lebendig würden. Der Tau und die Kälte, die im Mondlicht entstehen, enthielten einen Lebenssaft, und mehrmals habe man beobachtet, wie der Körper einer Schlange, die man für tot hält und nachts einfach wegwirft, in der Kälte des Mondlichts, vom Tau befeuchtet, wieder lebendig wird und sie entflieht. Dann wartet sie für immer auf eine Gelegenheit, Rache zu üben.

Die Leute auf dem Traktor befürchteten, dass nachts womöglich der Waran, wieder lebendig geworden, Wasser gelassen und sich darin gewälzt haben könnte. Wenn das einträfe, dann würde nach vierundzwanzig Stunden, genau wenn es an der Zeit war, das tödliche Gift in Vater zu wirken beginnen. Die Leute rieten Vater auch, er sollte sofort umkehren, und wenn der tote Waran zufällig noch an derselben Stelle läge, sollte er ihn sorgfältig einäschern. Aber Vater erklärte ihnen, wie wichtig sein Erscheinen vor Gericht sei. Dies war die dritte Vorladung, und wenn er sie auch dieses Mal nicht befolge, sei zu befürchten, dass ein Haftbefehl ohne Kautionsmöglichkeit erlassen würde. Auch betraf die Vorladung das Haus, in dem unsere Familie wohnte. Dem Anwalt war man außerdem das Honorar für die letzten beiden Vorladungen schuldig geblieben, und wenn er sich womöglich keine Mühe gäbe, könnte der Richter die Geduld verlieren und die Beschlagnahme anordnen.

Das Besondere an der Situation war, dass, wenn Vater, um den toten Waran zu verbrennen, vom Traktor gestiegen und sofort ins Dorf zurückgekommen wäre, er ohne Kautionsmöglichkeit verhaftet worden wäre und wir unser Haus losgeworden wären. Das Gericht hätte gegen uns entschieden.

Aber Pandit Ram Autar war auch ayurvedischer Arzt. Außer in der Astrologie kannte er sich auch sehr gut in Heilkräutern aus. Er wies darauf hin, dass es ein Verfahren gebe, nach dem Vater sowohl der Vorladung folgen als auch nach vierundzwanzig Stunden vor dem Warangift gerettet werden könnte. Er erklärte, die Quintessenz der Heilkunst des großen Charak stecke in dem Lehrsatz, dass Gift das einzige Mittel gegen Gift sei. Wenn irgendwo Stechapfelkerne aufzutreiben wären, könnte er die Wunde

behandeln, die das Warangift verursacht hatte. In Samatpur, dem nächsten Dorf, hielt man den Traktor an, und im Feld eines Ölhändlers fand man endlich Stechapfelplanzen. Die Kerne wurden gemahlen, zusammen mit einer alten Kupfermünze abgekocht und so ein Sud zubereitet. Der Sud war zu bitter, deshalb goss man ihn in Tee und gab diesen Vater zu trinken. Danach fühlten sich alle erleichtert. Man hatte sein Möglichstes getan, um Vater vor einer großen Gefahr zu bewahren.

Übrigens war da noch ein Drittes, das ich über den Waran wusste. Es fiel mir ein paar Stunden, nachdem Vater gegangen war, plötzlich ein und hing mit der Schlangengeschichte zusammen, derzufolge später der Fotoapparat erfunden wurde.

Man glaubte nämlich, dass, wenn jemand eine Schlange tötet, diese Schlange, ehe sie stirbt, das Gesicht ihres Mörders ein letztes Mal in vollem Umfang und mit großer Intensität fixiert. Während der Mensch dabei ist sie zu töten, starrt die Schlange ihn an und hält dabei jede Einzelheit seines Gesichts auf einer Scheibe im Innern ihres Auges fest. Nach dem Tod der Schlange prägt sich das Bild des Menschen klar auf dieser Scheibe ein.

Später, wenn der Mensch gegangen ist, kommt der Gefährte der toten Schlange, blickt ins Innere ihres Auges und erkennt so den Mörder. Alle Schlangen lernen ihn kennen. Wohin er dann auch geht, warten sie auf eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Jede Schlange ist nun sein Feind.

Ich befürchtete, dass Vaters Gesicht auf der Scheibe im Innern des Auges des Warans abgebildet war. Irgendein anderer Waran würde dann kommen und in das Auge des Toten blicken, und Vater würde so identifiziert werden. Dieser Gedanke beunruhigte mich, und ich fragte mich, warum Vater das nicht bedacht hatte. Er hätte, als er den Waran tötete, auf der Stelle dessen beide Augen mit einem Stein zerquetschen sollen. Aber was war jetzt zu tun? Vater war in der Stadt, und ich stand vor der komplizierten Aufgabe, in dem ausgedehnten Wald, der sich beim Dorf hinzog, die Stelle zu finden, an der er den Waran getötet und liegengelassen hatte.

Ich nahm eine Flasche mit Petroleum, Streichhölzer und einen Stock, und zusammen mit Thanu durchsuchte ich den Wald nach dem Waran. Den kannte ich gut. Sehr gut. Thanu dagegen machte sich keine Hoffnung.

Dann kam es mir mit einem Mal vor, als fände ich mich in diesem Wald gut zurecht. Jeden einzelnen Baum erkannte ich wieder. Von hier aus war ich im Traum ein paarmal vor dem Waran geflohen. Ich sah mich sorgfältig um – genau diese Stelle war es. Ich sagte Thanu, wie weit von hier ein schmaler Graben nach Süden fließt. Wo oberhalb des

Grabens riesige Felsen sind, steht eine uralte Akazie, auf der gewaltige Honigwaben sind. Bei ihrem Anblick meint man, sie müssten ein paar Jahrhunderte alt sein. Ich kannte den braunen Felsen, der die Regenzeit über halb ins Wasser des Grabens getaucht war; und wenn er, nachdem der Regen aufgehört hatte, wieder auftauchte, hatte sich in seinen Rissen Schlamm festgesetzt, aus dem die eigenartigsten Pflanzen wuchsen. Oben auf dem Felsen bildete sich eine Art grüner Moosschicht. In der obersten Spalte des Felsens wohnte der Waran. Thanu hielt das für meine Einbildung.

Aber sehr bald trafen wir auf den Graben. Auch auf die alte Akazie mit den Honigwaben und auf den Felsen. Der tote Waran lag etwas abseits vom Felsen rücklings auf dem Grasboden. Es war genau derselbe Waran. Mich durchlief ein Gefühl von Gewaltsamkeit, Erregung und Freude.

Thanu und ich trugen einen Haufen trockener Blätter und Zweige zusammen, gossen ordentlich Petroleum darüber und zündeten ihn an. Darin brannte der Waran. Der Geruch nach Verbranntem verbreitete sich in der Luft. Ich war drauf und dran zu schreien, aber ich fürchtete, ich könnte womöglich aufwachen und alles sich als Traum herausstellen. Ich blickte zu Thanu hinüber. Er weinte. Er war mein bester Freund.

In meinem Traum war der Waran ein paarmal hier herausgekommen, um mich zu verfolgen. Erstaunlich, dass ich, obwohl ich seit so langer Zeit sein Schlupfloch so gut kannte, nie bei Tag hergekommen war und versucht hatte, ihn zu töten.

Heute war ich übergelukkig.

Pandit Ram Autar hatte berichtet, dass der Traktor gegen dreiviertel zehn die Zollschanke der Stadt passiert habe. Dort habe man auch eine Weile warten müssen, um die lokale Zollgebühr zu entrichten. Vater war dort vom Traktor gestiegen und Wasser lassen gegangen. Als er zurückkam, habe er gesagt, dass sein Kopf sich zu drehen schien. Bis zu diesem Zeitpunkt seien, seit Vater den Stechapfelsud getrunken hatte, ungefähr eineinhalb Stunden vergangen gewesen. Der Traktor habe Vater in der Stadt etwa fünf bis sieben nach zehn zurückgelassen. Der auf dem Traktor sitzende Schulmeister Nandlal aus dem Dorf Palra sagte, Vater habe, als er in der Stadt an der Kreuzung bei den *Minerva Talkies* vom Traktor gelassen wurde, sich beklagt, dass seine Kehle irgendwie trocken sei. Er sei auch ein bisschen besorgt, weil er den Weg zum Gericht nicht kenne und es beschwerlich finde, sich bei den Leuten in der Stadt durchzufragen.

Eine weitere Schwierigkeit für Vater war, dass er sich zwar die Wege im Dorf oder im Wald merkte, die Straßen in der

Stadt aber vergaß. In die Stadt kam er überhaupt sehr wenig. Wenn er unbedingt hin musste, schob er das bis zum Schluss auf, und zwar so lange, bis es ganz überflüssig geworden war. Ein paar Mal lief es auch so ab, dass Vater mit seinem ganzen Gepäck zur Stadt aufbrach und an der Bushaltestelle kehrte. Mit der Ausrede, dass der Bus abgefahren sei. Dabei war uns allen klar, dass es so nicht abgelaufen sein konnte. Vater wird den Bus gesehen und sich dann irgendwo hingehockt haben – um Wasser zu lassen oder Betel zu kauen. Dann wird er zugesehen haben, wie der Bus abfuhr. Er wird noch ein bisschen abgewartet haben. Als der Bus dann schneller wurde, wird er noch ein Stück hinterhergerannt sein. Dann werden sich seine Schritte verlangsamt haben, und er wird mit dem Ausdruck des Bedauerns oder der Wut umgekehrt sein. Bei diesem Verfahren wird er am Ende selbst geglaubt haben, den Bus verpasst zu haben. Während wir also annahmen, er sei längst in der Stadt, war er zu unserer Überraschung plötzlich wieder da.

Was Vater, nachdem er um etwa zehn Uhr sieben an der Kreuzung bei den *Minerva Talkies* genau vor der *Sindh Watch Company* vom Traktor gestiegen war, bis abends um sechs in der Stadt alles zustieß, lässt sich nur vage vermuten. Auch was bekannt ist, hat man nur aus Gesprächen mit einigen Leuten und deren Auskünften erfahren. Nach irgendjemandes Tod, vor allem wenn er völlig unerwartet und unnatürlich war, erhält man nur auf diese Art Informationen. Wo Vater an jenem Tag, am Mittwoch, dem 17. Mai 1972, von morgens zehn Uhr zehn bis sechs Uhr abends – also in ungefähr sieben dreiviertel Stunden – überall hinging, wo was alles ihm zustieß – darüber sehr genaue und ausführliche Einzelheiten zu erfahren, ist schwierig. Auf Grund späterer Angaben oder Informationen kann man über diese Vorfälle nur Vermutungen anstellen.

Nach den Angaben des Schulmeisters Nandlal aus dem Dorf Palra hatte Vater, als er vom Traktor stieg, über eine trockene Kehle geklagt. Vorher noch hatte Vater bei der Zollschanke, als er vom Wasserlassen zurückkam, erwähnt, dass ihm schwindlig sei. Das heißt, dass bei Vater der Sud aus Stechapfeln zu wirken begonnen hatte. In der Tat waren bis zur Ankunft in der Stadt ungefähr zwei Stunden verstrichen, seit Vater den Sud getrunken hatte. Ich nehme an, dass Vater zu diesem Zeitpunkt großen Durst gehabt haben wird. Um sich die Kehle anzufeuchten, wird er wohl auch ein Restaurant oder ein Esslokal angesteuert haben, aber nach allem, was ich über seinen Charakter weiß, wird er dort eine Weile herumgestanden, sich aber nicht getraut haben, nach einem Glas Wasser zu fragen. Er hatte auch einmal erzählt, wie ihn ein paar Jahre zuvor, im Sommer, als er in einem Restaurant um Wasser bat, der dort arbeitete

Angestellte beschimpft hatte. Vater war sehr empfindlich, er wird also seinen Durst unterdrückt haben und von dort einfach weggegangen sein.

Wo Vater von viertel elf bis etwa elf Uhr, also fünfundvierzig Minuten lang, überall hinging, ist nirgendwoher zu erfahren. In diesem Zeitraum ereignete sich auch nichts Besonderes, worüber jemand etwas sagen könnte. Es ist auch schwierig festzustellen, ob zu der Zeit unter den Straßenpassanten in der Stadt jemand war, der ihn beachtet, ihn beobachtet haben könnte. Was mich betrifft, so vermute ich, dass Vater sich in der Zwischenzeit bei ein paar Leuten nach dem Weg zum Gericht erkundigt und sich dabei vorgenommen haben wird, S. N. Agrawal, seinen Anwalt, sobald er dort angekommen war, um Wasser zu bitten. Aber auf seine Fragen werden die Leute entweder geschwiegen haben und weitergeeilt sein, oder jemand wird ihm etwas so unwirsch und hastig erklärt haben, dass Vater es nicht richtig verstehen konnte und beleidigt, traurig und verstört zurückblieb. So geht es nun einmal in der Stadt zu.

An sich nehme ich, was die Zwischenzeit einer dreiviertel Stunde betrifft, an, dass inzwischen die Wirkung des Suds auf Vater ziemlich zugenommen hatte. Die Maisonette und der Durst werden diese Wirkung noch verschärft und verstärkt haben. Er wird auch angefangen haben zu taumeln, und es ist gut möglich, dass er dabei ein paar Mal vom Schwindel überwältigt wurde.

In der Stadt betrat Vater um elf Uhr das Gebäude der *State Bank of India* an der Deshbandhu Marg. Warum er dorthin ging, ist nicht ganz klar. Möglicherweise, weil Ramesh Datt aus unserem Dorf Angestellter bei der Landwirtschaftlichen Genossenschaftsbank in der Stadt ist. Kann sein, dass Vater nur das Wort Bank im Kopf hatte, und, als er dort vorbeiging, plötzlich „*State Bank*“ las und sich dorthin wandte. Er hatte bis dahin kein Wasser getrunken und wird sich deshalb gedacht haben, er könnte Ramesh Datt um Wasser bitten, ihn nach dem Weg zum Gericht fragen und ihm mitteilen, dass ihm schwindlig ist, auch dass ihn gestern Abend ein Waran gebissen hatte. Der Kassierer der *State Bank* namens Agnihotri gab an, gerade bei der Überprüfung der Bargeldregistrierung gewesen zu sein. Auf seinem Tisch stapelten sich Geldscheine im Gesamtwert von etwa achtundzwanzigtausend Rupien. Es wird zwei, drei Minuten nach elf gewesen sein, als Vater eintraf. Sein Gesicht war verstaubt, es sah bedrohlich aus, und mit einem Mal hatte er mit lauter Stimme etwas gesagt.

Agnihotri erklärte, plötzlich sei ihm

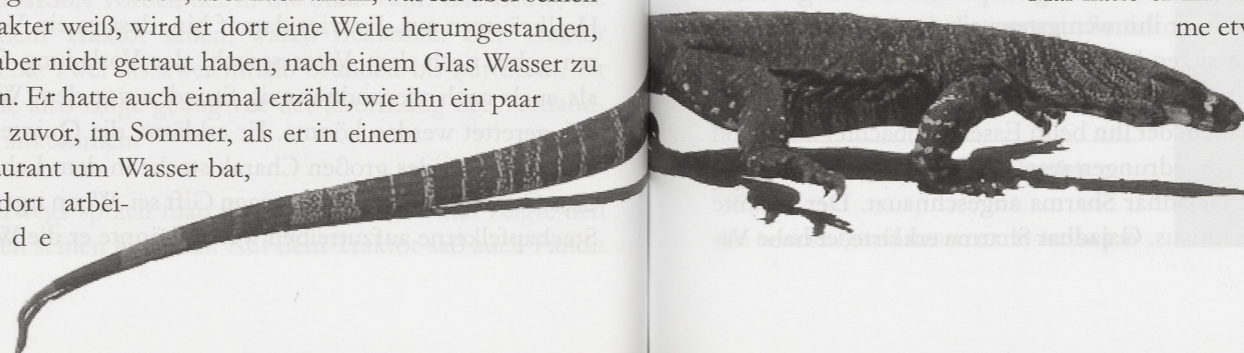
angst und bange geworden. In der Regel dringen solche Leute nicht so tief ins Innere der Bank, bis zum Tisch des Kassierers vor. Agnihotri behauptete auch, dass, hätte er Vater ein, zwei Minuten früher auf sich zukommen sehen, er wahrscheinlich keine Angst bekommen hätte. Aber so war er ganz in das Bargeldregister vertieft, und als dann Vater plötzlich seine Stimme erhob und er zu ihm aufblickte, habe er es mit der Angst zu tun bekommen und losgeschrien. Er läutete auch die Glocke.

Nach Aussagen der Bürodienner, zweier Wachmänner und anderer Angestellter seien sie alle durch den Schrei des Kassierers und das Läuten der Glocke aufgeschreckt worden und hingerannt. Da hatte der nepalische Wachmann Thapa Vater schon gepackt und war dabei, ihn mit Schlägen zum Konferenzraum zu befördern. Ramkishor, ein etwa fünfundvierzigjähriger Bürodienner, sagte, er habe geglaubt, ein Betrunkener oder Verrückter sei ins Büro eingedrungen, und weil sein Arbeitsplatz am Haupteingang der Bank war, könnte der Filialleiter ihn verantwortlich machen wollen. Aber dann begann Vater, während er die Schläge einsteckte, englisch zu sprechen. Daraufhin fühlten sich die Bürodienner zunehmend verunsichert. Inzwischen meinte wohl der stellvertretende Filialleiter Mehta, man sollte diesen Mann gründlich durchsuchen und dann laufen lassen. Da bemerkte der Bürodienner Ramkishor, Vater sehe seltsam aus. Auf dem Gesicht hatte sich eine Staubschicht gebildet, und es roch nach Erbrochenem. Die Bürodienner der Bank weigerten sich, Vater noch mehr zu prügeln, aber Bannu, der im Betelladen vor der Bank, gleich neben dem Eingang saß, behauptete, als Vater etwa um halb zwölf die Bank verließ, sei seine Kleidung zerfetzt gewesen und ein Riss in der Unterlippe habe geblutet. Unter den Augen waren eine Schwellung und braune Flecken. Solche Flecken färben sich später violett oder blau.

Wo danach, also zwischen halb zwölf und ein Uhr, Vater überall hinging, ist nicht zu ermitteln. Doch: Bannu in seinem Betelladen vor der *State Bank* hatte eine Aussage gemacht, obwohl er sich dabei nicht ganz klar ausdrückte, oder vielleicht vermied er es aus Angst vor den Angestellten der *State Bank*, eindeutiger zu sein. Bannu sagte, Vater könnte (er legte viel Nachdruck auf das Wort „könnte“), nachdem er die *State Bank* verlassen hatte, behauptet haben, die Bürodienner der Bank hätten ihm sein Geld und seine Papiere abgenommen. Aber Bannu fügte hinzu, Vater habe möglicherweise etwas anderes gesagt, denn er konnte nicht richtig sprechen, seine Unterlippe war ziemlich eingerissen, auch floss ihm Speichel aus dem Mund, und außerdem war er nicht ganz bei sich.

Warane haben mystische Bedeutung in Südostasien; sie stehen mittlerweile auf der Roten Liste gefährdeter Arten.

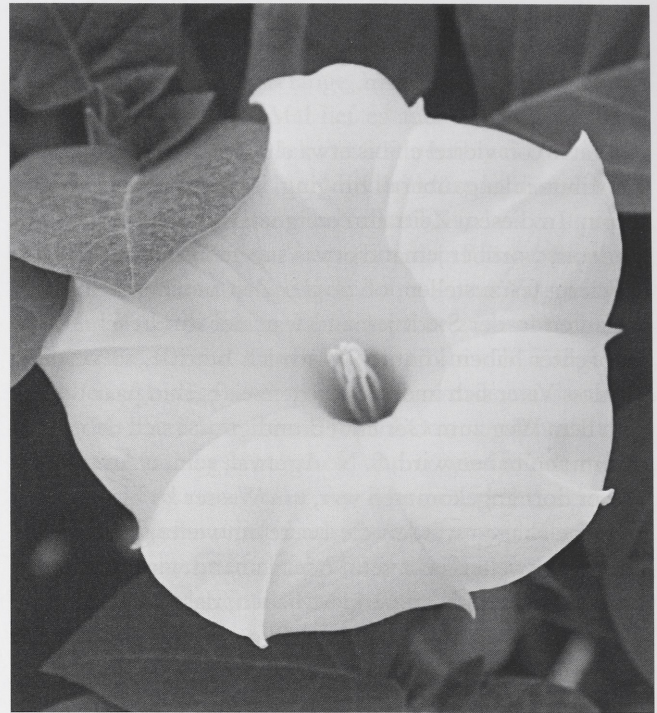
Bild: Stephan Ridgway (Public Domain Pixabay)



Ich selbst nehme an, dass bis zu diesem Zeitpunkt die Wirkung des Absuds auf Vater sich deutlich verstärkt hatte. Obwohl Pandit Ram Autar das verneint. Er behauptete, Stechapfelkerne würden zur Holzzeit auch zusammen mit Cannabis zerrieben, ohne dass es vorkommt, dass ein Mensch davon durchdreht. Er sei der Ansicht, dass entweder das Warangift in Vaters Körper zu steigen begonnen habe und nun der Rausch im Begriff sei, sein Gehirn zu erfassen. Oder es sei sehr wohl möglich, dass, als in der *State Bank* Thapa, der Wachmann, und die Bürodienner Vater verprügelt hatten, sie ihn am Hinterkopf verletzten und von diesem Schlag sein Gehirn in Mitleidenschaft gezogen worden sei. Aber mir scheint Vater bis zu diesem Zeitpunkt einigermaßen bei Sinnen gewesen zu sein und alles getan zu haben, um irgendwie aus der Stadt herauszukommen. Möglicherweise hat er, nachdem man ihm in der Bank das Geld und die Papiere für das Gericht abgenommen hatte, sich gedacht, es habe nun keinen Zweck mehr hierzubleiben. Vielleicht hat er auch ein-, zweimal erwogen, wieder zur *State Bank* zu gehen und wenigstens seine Papiere zurückzulangeln. Doch dann wird ihm dazu der Mut gefehlt haben. Er wird es mit der Angst zu tun bekommen haben. Zum ersten Mal in seinem Leben war er derart geschlagen worden, deshalb wird er nicht in der Lage gewesen sein, einen richtigen Gedanken zu fassen. Sein Körper war abgemagert, und seit seiner Kindheit machte ihm sein Blinddarm zu schaffen. Es kann auch sein, dass der Absud inzwischen so stark auf ihn einwirkte, dass er sich nicht mehr längere Zeit auf einen Gedanken konzentrieren konnte und von Ideen, die von Sekunde zu Sekunde wie Bläschen in seinem Gehirn aufstiegen, oder von immer neuen Anstößen beherrscht war und sich mal hierhin, mal dorthin in Bewegung setzte. Aber ich weiß, ich spüre deutlich, dass er einen Gedanken – einen hartnäckigen, immer wieder irgendwo aus dem Dunkeln auftauchenden, wenn auch ganz schwachen und undeutlichen Gedanken – bestimmt im Kopf behielt: heimzukehren und die Stadt zu verlassen.

Vater war ungefähr um viertel nach eins bei der Polizeiwache der Stadt angekommen. Sie liegt am Stadtrand neben der Siegestsäule, die am *Circuit House* aufgerichtet ist. Verwunderlich ist, dass von der Wache kaum einen Kilometer entfernt auch das Gerichtsgebäude ist. Wenn Vater gewollt hätte, hätte er von hier in zehn Minuten zu Fuß das Gericht erreichen können. Mir ist nicht klar, ob Vater, wenn er bis hierhergekommen war, noch immer vorhatte, zum Gericht zu gehen. Schließlich hatte er seine Papiere nicht mehr bei sich.

Der Vorsteher der Wache, Raghvendra Pratap Singh, sagte aus, dass es inzwischen ein Uhr fünfzehn geworden war. Er sei gerade dabei gewesen, die Lunchbüchse, die er von Zuhause mitgebracht hatte, zu öffnen und sich aufs Essen vorzubereiten. Heute gab es Paratha-Fladen mit *Karelas*. Die bitteren *Karelas* mochte er nicht, und so über-



Die Blüte des Stechapfels lässt nicht vermuten, dass es sich um eine giftige Pflanze handelt, die zur Bewusstseinsänderung, aber auch zum Tod führen kann.

Bild: Bill Barber bei Flickr (CC BY-NY 2.0)

legte er, was zu tun war. In dieser Situation tauchte Vater auf. Er hatte kein Hemd am Leibe, die Hose war zerrissen. Er schien irgendwo hingestürzt zu sein, oder irgendein Fahrzeug hatte ihn angefahren. In der Polizeiwache war zu dieser Zeit ein einziger Beamter, Gajadhar Prasad Sharma, anwesend. Der sagte aus, er habe geglaubt, dass ein Bettler in die Wache eingedrungen sei. Er rief ihn auch an, aber inzwischen hatte Vater den Tisch des Vorstehers Raghvendra Pratap Singh erreicht. Der Vorsteher erklärte, dass er wegen der *Karelas* sowieso schlecht gelaunt gewesen sei. Trotz eines 13-jährigen Ehelebens hatte seine Frau noch immer nicht gelernt, was alles er nicht mag, so sehr nicht mag, dass es ihm zuwider ist. Als er sich gerade einen Bissen in den Mund schob, rückte ihm Vater auf den Leib. Unter Vaters Gesicht und auf den Schultern klebte Erbrochenes, und davon ging ein scharfer Geruch aus. Als der Vorsteher fragte, was los sei, antwortete Vater etwas, das kaum verständlich war. Später bedauerte der Vorsteher, dass, wenn er gewusst hätte, es handle sich bei diesem Menschen um den Dorfältesten und ehemaligen Lehrer von Bakeli, er ihn wenigstens ein paar Stunden in der Wache hätte sitzen lassen. Ihm nicht erlaubt hätte zu gehen. Aber zu der Zeit glaubte er, es mit einem Verrückten zu tun zu haben, der ihn beim Essen beobachtet hatte und bis zu ihm vorgedrungen war. Deshalb habe er den Polizeibeamten Gajadhar Sharma angeschnauzt. Der Beamte zerrte Vater hinaus. Gajadhar Sharma erklärte, er habe Va-

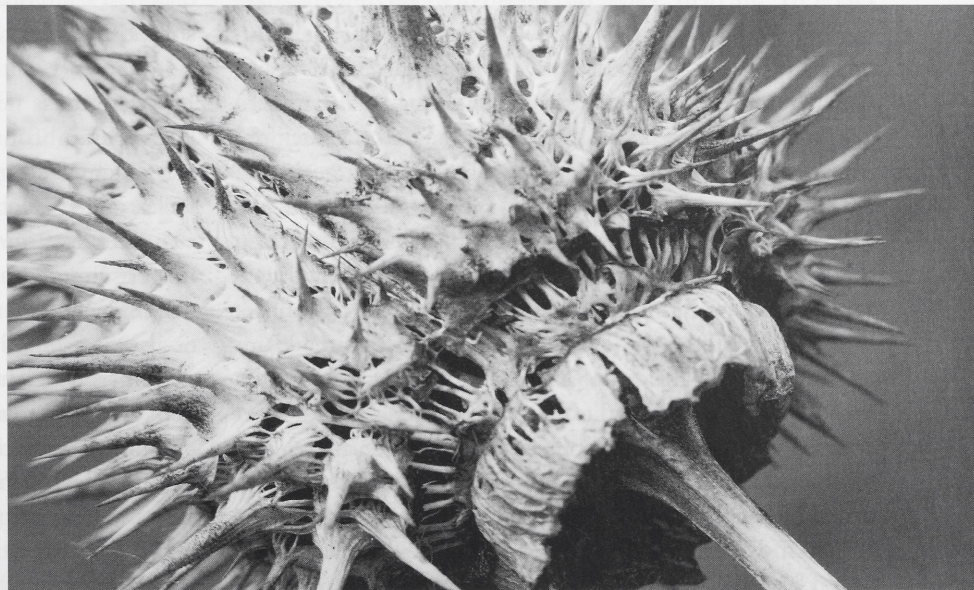
ter nicht geschlagen und bei dessen Erscheinen in der Wache gesehen, dass seine Unterlippe aufgerissen war. Am Kinn waren Schrammen, die er sich geholt haben musste, als ihn jemand umstieß, und die Ellbogen waren zerkratzt. Ganz bestimmt war er irgendwo hingefallen.

Niemand weiß, wo überall Vater etwa anderthalb Stunden lang herumirrte, nachdem er die Polizeiwache verlassen hatte. Ob er, seit er vormittags um zehn Uhr sieben, als er in der Stadt angekommen und an der Kreuzung bei den *Minerva Talkies* vom Traktor gestiegen war, irgendwo Wasser getrunken hatte, ist schwierig festzustellen. Es ist eher unwahrscheinlich. Vielleicht war er inzwischen auch nicht mehr in der Lage, an den Durst zu denken. Aber wenn er die Polizeiwache ansteuerte, dann müsste er, trotz seines Rausches, ganz schwach, tief im Dunkeln, den Gedanken im Kopf gehabt haben, dort zu fragen, wie er irgendwie zurück in sein Dorf kommen oder wo jener Traktor zu finden sein könnte, oder auch über den Verlust seines Geldes und der Gerichtspapiere ein Protokoll anfertigen zu lassen. Es ist zutiefst beunruhigend, sich auch nur annähernd vorzustellen, dass Vater zu der Zeit nicht nur gegen das Warangift und den Stechapfelrausch ankämpfte, sondern dass auch noch die Sorge um die Erhaltung unseres Hauses wieder und wieder seinen Rausch unterbrach. Vielleicht wird es ihm inzwischen vorgekommen sein, als sei alles, was da geschah, nur ein Traum. Vater wird auch immer wieder versucht haben, aus diesem Traum zu erwachen und ihn hinter sich zu lassen.

Gegen viertel nach zwei war Vater gesehen worden, wie er sich in die *Itwari Colony* schleppte. Die *Itwari Colony* war das im äußersten Norden gelegene wohlhabendste Viertel der Stadt, in dem Juwelenhändler, für die Abteilung für öffentliche Bauten tätige Großunternehmer und pensionierte Beamte lebten. Auch ein paar gutsituierte Journalisten und Poeten wohnten dort. Dieses Viertel blieb immer ruhig und ohne Zwischenfälle. Die Leute, die Vater hier gesehen hatten, sagten aus, dass er inzwischen nur noch eine Unterhose anhatte, deren Band wahrscheinlich gerissen war, so dass er sie immer wieder mit der linken Hand hochziehen musste. Wer ihn dort sah, meinte, einen Verrückten vor sich zu haben. Einige erklärten, er sei mehrmals stehen geblieben und habe begonnen, laute Beschimpfungen auszustößen: Später behaupteten Soni Sahab, ein pensionierter Steuereinnahmer, und Satyendra Thapliyal, Sonder-

korrespondent der größten Zeitung der Stadt und Dichter, die beide in diesem Viertel wohnten, sie hätten Vaters Rede deutlich gehört, und er habe in Wirklichkeit keine Beschimpfungen ausgestoßen, sondern dauernd wiederholt: „Ich bin Ramswarath Prasad, *Ex-School-Headmaster... and Village Head...* des Dorfes Bakeli!“ Der dichtende Journalist Thapliyal Sahab drückte sein Bedauern aus. In Wirklichkeit war er gerade auf dem Weg nach Delhi, um dort auf einer exklusiven Party in der amerikanischen Botschaft Musik zu hören; deshalb verschwand er eiligst. Der Steuereinnahmer Soni Sahab hingegen erklärte: „Mir tat dieser Mensch sehr leid, und ich habe die Jungen auch ausgeschimpft. Aber dann behaupteten ein paar von ihnen, dieser Mann sei drauf und dran gewesen, sich an der Frau und der Schwägerin des Juweliers Ramratan zu vergreifen.“ Der Steuereinnahmer sagte, nachdem er das gehört hatte, habe auch er geglaubt, das könnte womöglich ein Sittenstrolch sein, der den Leuten etwas vormacht. Während die Jungen damit beschäftigt waren, ihm das Leben schwerzumachen, rief Vater immer wieder laut: „Ich bin Ramswarath Prasad...*Ex-School-Headmaster...*“

Wenn man die Entfernung von der Kreuzung bei den *Minerva Talkies*, wo Vater vormittags um zehn Uhr sieben vom Traktor gestiegen war, über die *State Bank* im Deshbandhu Marg, dann weiter zur Polizeiwache an der Siegessäule und zur *Itwari Colony* im äußersten Norden der Stadt zusammenrechnet, dann hatte er bis jetzt gut dreißig Kilometer zurückgelegt. Diese Orte liegen nicht in einer Richtung. Das bedeutet, dass Vaters Geisteszustand derart war, dass er, ohne es sich richtig zu überlegen, spontan irgendeine beliebige Richtung einschlug. Was das Gerede von seinem Angriff auf die Frau und die Schwägerin des Juweliers betrifft, das Thapliyal Sahab für wahr hält, so nehme ich selbst an, dass Vater auf sie zugegangen sein wird, um Wasser zu erbitten oder nach dem Weg nach Bakeli zu fragen. Für diesen einen Augenblick wird Vater bestimmt



Die reife Samenkapsel des Stechapfels.
(*Datura*)

Bild: Reinhard Feisel bei Flickr (CC BY-NC-SA 2.0)

Lothar Lutze (7. September 1927 – 4. März 2015), der Übersetzer dieser und einiger anderer Kurzgeschichten von Uday Prakash, war einer der profiliertesten Kenner südasiatischer Literatur im deutschsprachigen Raum. Von 1965 bis 1992 wirkte er am Südasieninstitut der Universität Heidelberg, die meiste Zeit als Professor für Moderne Indologie. Er unterhielt zahlreiche Kontakte zu indischen Autoren, vor allem zu bekannten Größen der Hindi-Gegenwartsliteratur. Zu seinen zahlreichen Publikationen gehören neben den Übersetzungen von moderner Literatur aus dem Hindi und Bengali und von klassischer Hindi-Dichtung zahlreiche wissenschaftliche Publikationen, darunter das Standardwerk *Hindi writing in post-colonial India* (1985). Dafür erhielt er den Tagore- und den George-Grierson-Preis sowie, als Höhepunkt der Ehrungen, 2006 den *Padma Shree*, der vom indischen Staatspräsidenten vergeben wird.

Auch in Indien wurde Lothar Lutzes Meinung zu Büchern und Autoren geschätzt. Vor allem die langjährige und tiefe Freundschaft mit Agyey (1911–1987) ging sozusagen in die moderne Literaturgeschichte ein. Auf der Feier zu seinem 80sten Geburtstag berichtete Lothar Lutze, noch 20 Jahre später um Worte ringend, wie sehr ihn die Nachricht vom Tod seines Freundes und dann die folgende Kremation, für die er von Banaras aus noch rechtzeitig anreisen konnte, bis ins Mark getroffen hatte. Nun ist er seinem Freund in jene Welt nachgefolgt – nach einem langen und – so darf man es jetzt benennen – segensreichen Leben in Dienste der Kunde Südasiens.

Heinz Werner Wessler

bei Bewusstsein gewesen sein. Aber als sie sahen, wie ein Mann mit diesem Äußeren ihnen so nahekam, werden die Frauen es mit der Angst zu tun bekommen und zu schreien angefangen haben. Übrigens hatte man ihm die Wunde an der rechten Augenbraue, von der inzwischen Blut über sein Auge floss, in der *Itwari Colony* zugefügt, denn später erklärten die Leute, die Jungen hätten ihn wiederholt mit Erdbrocken beworfen.

Der Ort, an dem Vater die meisten Verletzungen zugefügt wurden, ist von der *Itwari Colony* nicht sehr weit entfernt. Auf dem freien Platz vor einem billigen Esslokal, das sich *National Restaurant* nannte, hatte man Vater umzingelt. Zu dem Haufen von Jungen aus der *Itwari Colony*, der hinter ihm her war, waren ein paar ältere Jungen gestoßen. Der im *National Restaurant* beschäftigte Satta sagte aus, Vater habe den Fehler gemacht, einmal, als er in Wut geraten war, Erdbrocken auf die Menge zu werfen. Möglicherweise hatte ein von ihm geworfener größerer Brocken den sieben- oder achtjährigen Vicky Agrawal getroffen; die Wunde musste später mit ein paar Stichen genäht werden. Satta meinte auch, darauf sei die Haltung der Menge äußerst bedrohlich geworden. Die randalierenden Jungen hätten Vater von allen Seiten mit Steinen beworfen. Der Besitzer des Lokals, Sardar Satnam Singh, erklärte, man hätte an Vaters magerem Körper die Knochen und die weißen Brusthaare sehen können. Sein Unterleib war geschrumpft. Er war mit

Staub und Erde beschmiert, die weißen Kopfhare waren zerzaust, von oberhalb des rechten Auges und von der Unterlippe lief Blut. Satnam Singh, dem er leid tat, sagte mit Bedauern: „Ich hatte keine Ahnung, dass ich einen anständigen, ehrenwerten, angesehenen Menschen vor mir hatte, der durch einen Schicksalsschlag in diese Lage geraten war.“ Hari, der im Lokal das Geschirr reinigte, behauptete dagegen, Vater habe wiederholt gegen die Menge wüste Beschimpfungen ausgestoßen und angefangen, sie mit Steinen zu bewerfen – „Kommt nur, ihr Mistkerle... immer kommt... Einen nach dem andern bring ich euch um, ihr Saukerle... Eure Mutter sei...“ Aber ich bezweifle, dass Vater solche Beschimpfungen von sich gegeben haben wird. Jedenfalls hatten wir nie ein Schimpfwort von ihm gehört. Ich kann aus voller Überzeugung sagen, denn ich kenne Vater sehr gut, dass es ihm bis zu diesem Zeitpunkt mehrere Male vorgekommen sein wird, als wäre, was ihm geschieht, nicht Wirklichkeit, sondern ein Traum. Alle die-

se Ereignisse werden Vater verworren, absurd und sinnlos erschienen sein. Er wird angefangen haben, dem Ganzen zu misstrauen. Er wird sich gefragt haben, was das alles für ein Unsinn ist. Er ist überhaupt nicht aus dem Dorf in die Stadt gekommen, kein Waran hat ihn je gebissen. Ja, es gibt gar keinen Waran, das ist nur ein Hirngespinnst und Aberglaube... und die Sache mit dem Trinken des Stechapfelsuds ist einfach lächerlich, zumal die Pflanze aus dem Feld eines Ölhändlers stammt. Er wird nachgedacht und sich gefragt haben, warum überhaupt ein Prozess gegen ihn stattfinden sollte. Musste er wirklich zum Gericht gehen?

Ich weiß, dass den Traum, den ich oft träumte und der lang wie ein Tunnel, faszinierend, aber furchteinflößend war, auch Vater geträumt haben muss. Ich und er hatten vieles gemein. Ich glaube, Vater wird inzwischen fest davon überzeugt gewesen sein, dass alles, was da geschieht, trügerisch und unwirklich ist. Deshalb wird er immer wieder versucht haben, aus diesem Traum zu erwachen. Wenn er also zwischendurch anfing, mit voller Lautstärke zu reden oder vielleicht Beschimpfungen auszustoßen, dann in dem Bemühen, mit Hilfe dieses Lärms dem Alptraum zu entkommen. Nach den Aussagen der im *National Restaurant* Beschäftigten sowie des Besitzers Sardar Satnam Singh hatte man dort Vater viele Verletzungen zugefügt. Seine Schläfe, die Stirn, der Rücken und andere Körperteile waren mehrfach von Ziegelsteinen und Erdbrocken ge-

troffen worden. Sanju, der zwanzig-, zweiundzwanzigjährige Sohn des Straßenbauunternehmers Arora, hatte ihn auch mehrmals mit einer Eisenstange geschlagen. Satte behauptete, an so vielen Verletzungen hätte jeder Mensch sterben können.

Ich fühle mich seltsam erleichtert und kann wieder atmen, wenn ich bedenke, dass Vater zu der Zeit keinen Schmerz mehr verspürt haben wird, denn er wird wohlüberlegt und allen Ernstes zu der Überzeugung gelangt sein, dass dies alles nur ein Traum ist und, sobald er erwacht, alles gut werden wird. Wenn er die Augen aufschlägt, wird er Mutter den Hof fegen oder mich und die kleine Schwester unten auf dem Fußboden schlafen sehen... oder vielleicht einen Schwarm Sperlinge... Gut möglich, dass er zwischendurch über seinen sonderbaren Traum auch hat lachen müssen.

Wenn Vater auch selbst angefangen hat, in seiner Wut Erdbrocken auf die Jungen zu werfen, dann zuallererst deswegen, weil er sehr wohl wusste, dass diese Brocken nur im Traum geworfen waren und keinen verletzen würden. Es kann auch sein, dass er, wenn er mit aller Kraft einen Brocken warf, ungeduldig und unruhig darauf gewartet haben wird, dass er einen der Jungen am Kopf treffen und dieser zerspringen und so dieser Albtraum auf einen Schlag in alle Winde zerstreut würde, und dann würde das Licht der wirklichen Welt blitzartig den Raum erhellen. Auch sein lautes Schreien hatte in Wahrheit nichts mit Wut zu tun, nein, er rief mir, der kleinen Schwester, der Mutter oder sonst jemandem zu, dass, wenn es ihm nicht gelänge von selbst aus diesem Traum zu erwachen, einer kommen und ihn wecken solle.

Inzwischen ereignete sich etwas, das man nur als allergrößte Ironie des Schicksals bezeichnen kann. Pandit Kandhai Ram Tiwari, Vorsitzender unseres Dorfrates und Vaters Freund seit der Kindheit, fuhr gegen halb vier auf der Straße am *National Restaurant* vorbei. Er saß in einer Rikscha. Er musste an der nächsten Kreuzung einen Bus nehmen, der ihn zurück ins Dorf bringen sollte. Er sah die Menge, die sich vor dem Lokal versammelt hatte, und erfuhr auch, dass dort irgendwer verprügelt wird. Am liebsten wäre er auch hingegangen, um zu sehen, was eigentlich los ist. Er ließ sogar die Rikscha anhalten. Aber auf seine Frage erklärte jemand, man habe einen pakistanischen Spion erwischt, der dabei war, Gift in den Wassertank zu schütten; er sei es, der da verprügelt wird. Genau zu dieser Zeit sah Pandit Kandhai Ram seinen Bus kommen und forderte den Rikschafahrer auf, schnell zur nächsten Kreuzung weiterzufahren. Es war der letzte Bus in sein Dorf. Wenn dieser Bus auch nur drei, vier Minuten Verspätung gehabt hätte, dann wäre er bestimmt hingegangen und hätte Vater gesehen und erkannt. Dieser Bus der staatlichen Transportgesellschaft verspätete sich regelmäßig um eine halbe

bis dreiviertel Stunde, aber an diesem Tag traf er zufällig genau zur rechten Zeit ein.

Satnam Singh sagte aus, dass dann die Menge vor dem *National Restaurant* sich entfernte und die Leute sich zerstreuten, während Vater sich lange Zeit nicht vom Boden erhob. Ein größerer Ziegelbrocken hatte ihn an der Schläfe getroffen. Blut hatte angefangen, ihm aus dem Mund zu laufen. Auch am Hinterkopf war er verletzt. Satnam erklärte, als Vater sich längere Zeit nicht regte, habe einer der Jungen gesagt: „Der ist wohl tot.“ Als Vater sich zehn, fünfzehn Minuten, nachdem die Menge sich aufgelöst hatte, immer noch nicht bewegte, hatte Satnam Singh Satte angewiesen, Vaters Gesicht mit Wasser zu bespritzen, um festzustellen, ob er vielleicht nur bewusstlos ist und wieder aufstehen könnte. Aber Satte hatte Angst vor der Polizei. Darauf hatte Satnam Singh selbst einen Eimer Wasser über Vater geschüttet. Weil er das aus einiger Entfernung tat, war die Erde nass geworden und klebte nun an Vaters Körper.

Sardar Satnam Singh und Satte sagten beide aus, dass Vater bis gegen fünf Uhr an derselben Stelle liegenblieb. Bis zu dieser Zeit war die Polizei noch nicht eingetroffen. Dann war Satnam Singh eingefallen, dass er womöglich in die Fertigung von Protokollen, Zeugenvernehmungen und dergleichen verwickelt werden könnte und hatte deshalb sein Lokal geschlossen und war in die *Delite Talkies* gegangen, um sich den Film *Komm zu mir, Geliebter* anzusehen.

Es war ungefähr sechs Uhr geworden, als Vater den Kopf in die Werkstatt eines Schusters namens Ganeshwa steckte. Sie gehörte zu einer Reihe von Schusterläden, die sich auf dem Fußweg der durch die *Civil Lines* führenden Straße niedergelassen hatten. Inzwischen hatte er nicht einmal mehr die Unterhose an, wie ein Vierfüßler kroch er auf den Knien. Sein Körper war mit Ruß und Schlamm beschmiert und an vielen Stellen verletzt.

Der Schuster Ganeshwa wohnt in dem Viertel auf der gegenüberliegenden Seite unseres Dorfteiches. Er erklärte: „Ich fürchtete mich sehr und konnte Master Sahab nicht erkennen. Sein Gesicht machte einem Angst und war nicht wiederzuerkennen. Vor Angst rannte ich aus der Werkstatt und fing an zu schreien.“ Außer den übrigen Schustern waren auch ein paar andere Leute zusammengelaufen. Als sie in Ganeshwas Werkstatt schauten, sahen sie Vater, wie er im innersten Winkel, mitten unter kaputten Schuhen, Leder- und Gummifetzen und Lappen hockte. Er atmete kaum spürbar. Man zerrte ihn von dort hinaus auf den Fußweg. Erst dann erkannte ihn Ganeshwa. Ganeshwa sagte, er habe Vater etwas ins Ohr gerufen, aber der habe nicht sprechen können. Erst nach längerer Zeit habe er so etwas wie „*Ram Swarath Prasad*..“ und „*Bakeli*“ von sich gegeben. Dann verstummte er.

Vater starb gegen viertel nach sechs. Es war der 17. Mai 1972. Vierundzwanzig Stunden vorher, etwa um diese Zeit, hatte ihn im Wald ein Waran gebissen. Hatte Vater vierundzwanzig Stunden vorher diese Ereignisse und diesen Tod voraussehen können?

Die Polizei ließ Vaters Leichnam ins städtische Leichenschauhaus bringen. Bei der Autopsie stellte man fest, dass seine Knochen an mehreren Stellen gebrochen waren, das rechte Auge war völlig zerquetscht, auch das Schlüsselbein war gebrochen. Sein Tod war durch Schock und starken Blutverlust herbeigeführt worden. Nach dem Bericht hatte er nichts im Magen, er war völlig leer. Daraus konnte man schließen, dass er den Sud aus Stechapfeln schon vorher erbrochen hatte.

Thanu indessen meint, es sei nun endgültig bewiesen, dass es vor dem Warangift keine Rettung gibt. Genau vierundzwanzig Stunden später wirkte sein Zauber, und Vater starb. Auch Pandit Ram Autar meint das. Es kann sein, dass Pandit Ram Autar das behauptet, um sich selbst zu überzeugen, dass der Stechapfelsud nichts mit Vaters Tod zu tun hat.

Ich glaube, versuche mir vorzustellen, dass am Ende, als Ganeshwa vor seiner Werkstatt Vater etwas ins Ohr rief, Vater aus seinem Traum erwacht sein wird. Er wird nach mir, der Mutter und der kleinen Schwester geschaut haben und mit dem *Niemz* zum Fluss gegangen sein, um sich die Zähne zu reinigen. Er wird sich mit dem kalten Flusswasser das Gesicht gewaschen und den Mund gespült und diesen langen Albtraum vergessen haben. Er wird daran gedacht haben, zum Gericht zu gehen. Die Sorge um unser Haus wird ihn beunruhigt haben.

Aber ich möchte von meinem eigenen Traum erzählen, den ich öfter träume. Und der geht so: Ich bin auf dem Dorfpfad, den Feldrain entlang, in den Wald gekommen und sehe den schmalen Graben und die Akazie. Dort, an

derselben Stelle, ist der braune Felsen, der während der ganzen Regenzeit ins Wasser getaucht ist. Darauf sehe ich den toten Waran liegen. Mich überkommt eine rasende Freude. Endlich ist er tot. Ich mache mich daran, ihn mit einem Stein zu zerschmettern, schlage mit aller Kraft auf ihn ein. Neben mir steht Thanu mit Petroleum

und Streichhölzern. Dann merke ich plötzlich, dass ich gar nicht auf diesem Felsen bin. Auch Thanu ist nicht da. Dort ist überhaupt kein Wald, sondern in Wirklichkeit bin ich in der Stadt. Meine Kleidung ist verdreckt, zerrissen und zerfetzt. Meine Backenknochen stehen hervor. Die Haare sind zerzaust. Ich habe Durst, und ich versuche zu sprechen. Wahrscheinlich will ich nach dem Weg nach Bakeli, nach Hause fragen, da erhebt sich plötzlich von allen Seiten ein Lärm... Glocken beginnen zu läuten... Tausende von Glocken... Ich ergreife die Flucht.

Ich fliehe... Meine Kräfte lassen nach, ich atme schwer. Erst mache ich ganz kurze Schritte, dann plötzlich lange, lange Sprünge, ich versuche zu fliegen. Aber die Menge scheint mir immer näher zu kommen. Mich lähmt eine seltsam warme und schwere Luft. Langsam spüre ich den Atem meines Todes... und endlich kommt der Augenblick, in dem mein Leben zu Ende geht...

Ich weine... versuche zu fliehen. Im Schlaf ist mein ganzer Körper in Schweiß gebadet. Laut, ganz laut redend versuche ich aufzuwachen... Ich möchte daran glauben, dass dies alles nur ein Traum ist... und wenn ich gleich die Augen aufschlage, alles gut werden wird... Mit aufgerissenen Augen blicke ich... in die Ferne... aber am Ende kommt dieser Augenblick doch...

Von draußen schaut Mutter nach mir. Sie streichelt meine Stirn und deckt mich zu, und ich bleibe allein zurück. Im Bemühen, meinem Tod zu entgehen, kämpfend, erlahmend, weinend, schreiend und fliehend.

Mutter behauptet, ich hätte immer noch die Gewohnheit, im Schlaf zu murmeln und zu schreien. Aber ich wüsste gern, und diese Frage beunruhigt mich ständig, warum ich eigentlich nicht mehr vom Waran träume.

*Aus: Uday Prakash: Der goldene Gürtel.
Draupadi Verlag, Heidelberg, 2007.*

Aus dem Hindi übersetzt von Lothar Lutze.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Uday Prakash.

Bild: Reinhold Schein (CC BY-SA 3.0)